

Rolf Pohl

Sexuelle Gewalt im Zivilleben und im Krieg. Über Geschlecht, Sexismus und destruktive Sexualität in männlich dominierten Gesellschaften

Vorbemerkung

Aus der Perspektive einer kritischen sozialpsychologischen Männlichkeitsforschung ist für einen Vergleich von sexuellen Gewaltverhältnissen unter zivilen und unter Kriegsbedingungen eine dreifache Kontinuität sexueller Gewalt gegen Frauen von zu erkennen und zu berücksichtigen. Einleitend sollen diese miteinander zusammenhängenden Kontinuitäten in drei Thesen zusammengefasst werden:

These 1: Es gibt ein Kontinuum zwischen Sexismus und sexueller Gewalt.

Gegen die seit Längerem verbreitete Klage, Männer würden pauschal als Sexisten oder gar als potenzielle Sexualstraftäter an den Pranger gestellt werden und könnten nicht einmal einen harmlosen Flirts wagen, geschweige denn sich trauen, Frauen anerkennende und doch bloß gutgemeinte Komplimente zu machen, muss in aller Klarheit festgehalten werden: Sexismus ist eine sexualisierende Herabwürdigung, dessen Botschaft in letzter Konsequenz die Nicht-Anerkennung der Frau als eigenständiges Subjekt ist – eine Botschaft, für die Elfriede Jelinek in einem anderen Zusammenhang den Begriff der „Annihilierung“ geprägt hat: Jede Erscheinungsform des Sexismus zielt in letzter Konsequenz auf das „Zunichtemachen“ der Frau als eigenständiges Subjekt und damit in letzter Konsequenz auf das „Ausradieren, das völlige Wegwischen von Menschen“.¹ Sexismus hat nichts mit Flirten, mit erotischem Spiel auf Augenhöhe und im wechselseitigen Respekt zweier sich als gleichberechtigt und autonom anerkennender Subjekte zu tun.

In den zahlreichen Abstufungen von Sexismus gibt es fließende Übergänge zwischen alltäglicher Übergriffigkeit und manifester sexueller Gewalt, vom anzüglichen Spruch („Catcalling“), der sexuellen Anmache, dem

Belästigen, dem Begrabschen bis hin zum zerstörerischen Übergriff durch Vergewaltigung. Die Betonung dieses Kontinuums ist auch wegen des verbreiteten (Irr-)Glaubens erforderlich, ein bisschen Sexismus sei doch im Grunde harmlos und habe mit sexueller beziehungsweise sexualisierter Gewalt nichts zu tun. Im Gegenteil: Insbesondere das nach wie vor erhebliche, nicht nachlassende, sondern eher noch zunehmende Ausmaß der Gewalt führt uns drastisch vor Augen, dass Sexismus trotz aller Modernisierungen und Fortschritte in Gleichstellungsfragen in allen Varianten immer noch zum gewöhnlichen Alltag von Mädchen und Frauen gehört: Sexismus ist keine „harmlose“ Variante davon, sondern eine Vorform sexueller Übergriffe, oder allgemeiner gesprochen: die Sammelbezeichnung für alle Varianten sexuelle Aggressivität, auch und gerade im Krieg. Frauen sind dabei die Beute, das Objekt des Zugriffs – eine offenbar nach wie vor strukturell tief in der Kultur und tief im Habitus der unter diesen Bedingungen sozialisierten Männer verankerte Einstellung.

These 2: Es gibt Kontinuitäten zwischen der sexuellen Gewaltförmigkeit im Krieg und im Zivilleben.

Kriege und kriegsähnliche Konflikte markieren keine extreme Ausnahmerealität, die ganz anderen Regeln und Regelbrüchen gehorcht, als das sog. „Zivilleben“. Was die Bereitschaft zu und die Abläufe sexueller Übergriffe angeht, bestehen in den darin zum Ausbruch kommenden sexistischen Grundstrukturen und Einstellungen auch hier grundsätzlich nur fließende Unterschiede, die mit der Besonderheit militärischer und kriegerischer Abläufe zusammenhängen. Hier kann ich an Regina Mühlhäuser anknüpfen, die immer wieder darauf hinweist, dass Gewalt gegen Frauen kein bloßes „Nebenprodukt“ von Kriegen ist, sondern „ein immanenter Bestandteil von kriegerischem Handeln. Kein Exzess von a few bad apples, also von einigen faulen Äpfeln. Sondern es ist Teil der militärischen Organisation und Teil des militärischen Handelns.“² Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass es so etwas wie ein „patriarchales Kontinuum“ gibt, worauf auch Monika Hauser in ihrem Beitrag noch eingehen wird.

These 3: Eine Kontinuität von sexueller Gewalt in nahezu allen Kriegen ist erwiesen

Es ist eine unleugbare Tatsache, dass sexuelle Gewalt in unterschiedlichem Ausmaß erfolgt, aber nicht auf einzelne kulturelle Kontexte oder Länder reduziert werden kann. Das wissen wir nicht nur aus der einschlägigen Forschung, sondern auch aus den jahrzehntelangen Erfahrungen von Frauenrechtsorganisationen wie medica mondiale in ihrer Unterstützungsarbeit für Frauen und Mädchen, die von sexueller beziehungsweise sexualisierter Kriegsgewalt betroffen sind. Es gibt also eine Kontinuität von sexueller und sexualisierter Gewalt in nahezu allen kriegerischen Auseinandersetzungen und das heißt auch: Eine nationale Vereinnahmung des Themas der Vergewaltigungen unter Kriegsbedingungen, etwa durch den entlarvenden Fingerzeig auf andere gewaltlastige, patriarchale und weniger zivilisierte Kulturen und Nationen verbietet sich als eine Projektion, die die eigene Kultur oder Nation entlasten soll, letztlich aber erneut auf dem Rücken der betroffenen Frauen und Mädchen ausgetragen wird.

Das Moment, dass diese verschiedenen Kontinuitäten und insbesondere die Motivstruktur von sexuellen Übergriffen unter Kriegsbedingungen miteinander verbindet, ist, so die zentrale Ausgangsthese aus meiner Forschungsperspektive: eine vom Anspruch her autonome, aber fragile und infrage gestellte Männlichkeit, die ihre Intaktheit und Überlegenheit im Akt der sexuellen Gewalt zu reparieren oder wieder herzustellen versucht. Damit komme ich zu meinem ersten Punkt, dem Verhältnis von Krieg und Männlichkeit.

1. Krieg und Männlichkeit

Weder eine stärkere Integration von Frauen in die Streitkräfte noch die weitgehende Transformation traditioneller Staatenkriege in neue asymmetrische oder in moderne Kriege mit professionellem High-Tech-Charakter (Stichwort „Drohnenkrieg“) haben an der Tatsache der von „ganz normalen Männern“ begangenen sexuellen Gewalt als eine ihrer üblichen, in vielfältigen Formen wiederkehrenden Begleiterscheinung etwas geändert. Trotz einer notwendigen

Differenzierung in der zeitgeschichtlichen und soziologischen Analyse der konkreten, im jeweiligen Kriegskontext auftretenden sexuellen Gewaltphänomene ist aus geschlechtertheoretischer Sicht ein gemeinsamer, für die Erkenntnis der Ursachen und Motive relevanter Nenner zu erkennen, der auf eine grundlegende Übereinstimmung zwischen symbolischen Geschlechterordnungen unter männlicher Vorherrschaft verweist: Militär und Krieg sind nach wie vor männlich bestimmt. Das bezieht sich nicht nur auf die lange und bis heute prägende militärische Tradition sowie die quantitative Dominanz von Männern in den Armeen, sondern vor allem auf die in ihnen verkörperten und die Ausbildung der Soldaten bestimmenden Werte und Verhaltensnormen. Die Streitkräfte sind, so Frank J. Barrett, „eine maßgebliche Institution für die Gestaltung von Männlichkeitsvorstellungen in der Gesellschaft“.³ Zu diesem Konstrukt gehört das Selbstbild einer intakten, aber vielfältig bedrohten Männlichkeit, deren Militarisierung innerhalb einer homosozialen Kampfgemeinschaft Schutz und eine erfolgreiche Abwehr dieser Bedrohungen verspricht.

In seiner affirmativen Rechtfertigung des notwendig exklusiv männlichen Charakters von Militär und Krieg bringt der Militärhistoriker Martin van Creveld diesen Aspekt treffend auf den Punkt: Krieg, so Creveld ist und bleibt ein kulturell und entwicklungspsychologisch notwendiger *Männlichkeitsbeweis*. Notwendig, weil es im Unterschied zur Entwicklung der weiblichen Gebärfähigkeit keine biologischen Übergänge des Jungen zum Mann gebe und der Junge folglich durch kulturelle Riten erst männlich gemacht werden müsse. Und diese Erzeugung von Männlichkeit könne nur durch Männer selbst erfolgen, da es vor allem darum gehe, endgültig die Bindung an die Mutter aufzulösen und die damit verbundene „weibliche Substanz“ aus den Körpern und der Seele der jungen Heranwachsenden auszutreiben. Nur eine solche Initiation könne diese Abhängigkeit von Frauen überwinden und die Jungen halbwegs gegen zukünftige weibliche Einflüsse immunisieren, die eng mit einer von Lust, Angst und Neid begleiteten Imagination der weiblichen Sexualität verbunden sind. Und in letzter Konsequenz, so lautet seine trübe androzentristische und antifeministische Schlussfolgerung, in letzter Konsequenz sei kein Tätigkeitsfeld so geeignet, „die Männlichkeit zu bestätigen, wie der Krieg“. Damit meint er:

Angesichts der „überlegenen sexuellen und Fortpflanzungsqualitäten der Frauen“ biete der Krieg den Männern die Gelegenheit, sich voll zu entfalten“ und endlich einmal unter Beweis zu stellen, „wozu sie denn überhaupt gut sind.“⁴ Kritisch gewendet bedeutet das: Militär und Krieg tragen den Charakter einer hypervirilen mann-männlichen Wiedergeburt mit initiationsähnlichen, die Spuren des Mütterlichen beseitigenden und damit den Einfluss der angstauslösenden Weiblichkeitsbilder abwehrenden Wiedergeburt. Kriege dienen unter dieser Perspektive der Mobilisierung, dem Einsatz und dem Beweis dieser militarisierten, auf Abwehr und Kampf ausgerichteten Männlichkeit sowie der Reparatur ihrer durch angstauslösende Disziplinierungen und Kampferfahrungen als beschädigt erlebten Subjektivität. Selbstverständlich lassen sich Kriege und ihre Ursachen nicht auf diese Geschlechterdimension reduzieren, sie sind aber ohne die Berücksichtigung ihrer Mobilisierung nicht hinreichend zu erfassen. Damit komme ich noch einmal auf die Kontinuität zwischen soldatischen Männlichkeitskonstruktionen und jenen der „Normalmännlichkeit“ im zivilen Alltag in unseren postmodernen Gesellschaften zurück.

2. Geschlechterhierarchien. Männlichkeit, Sexualität und die Abwehr der (konstruierten) Weiblichkeit

In den letzten Jahrzehnten hat es in den postmodernen westlichen Gesellschaften in den Strukturen und Dynamiken der überkommenen Geschlechterverhältnisse ohne Zweifel Fortschritte gegeben. Die damit einhergehenden widersprüchlichen und von Ungleichzeitigkeiten bestimmten Veränderungen bleiben jedoch weitgehend an der Oberfläche und sind Ausdruck einer bloß »rhetorischen Modernisierung«⁵, solange die dahinter stehenden Strukturen geschlechtlicher Ungleichheit grundsätzlich stabil bleiben. Denn es gilt immer noch, dass die Aufrechterhaltung der männlichen Dominanz und Vorherrschaft sowie der damit einhergehenden sozialen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern an die „Produktion und Reproduktion einer nach wie vor hierarchischen Kultur der Zweigeschlechtlichkeit“ unter männlicher Hegemonie gebunden ist. Was ist

damit gemeint? Unter „männlicher Hegemonie“ ist nach Sylka Scholz eine weiterhin gültige „geistige und moralische Vorherrschaft von männlichen Wert- und Ordnungssystemen, Verhaltenslogiken und Kommunikationsstile[n]“ sowie, so müssen wir ergänzen, von davon geprägten sozialen und insbesondere geschlechtsbezogenen Wahrnehmungs- und Bewertungsmustern zu verstehen. Trotz eines differenzierten Blicks auf die immer wieder auftauchenden, zeitgemäßen Formen einer „neuen“ (nicht toxischen) Männlichkeit gibt es vor diesem Hintergrund immer noch einen gemeinsamen Kern: Das „Männliche gilt als Norm und gegenüber dem Weiblichen als überlegen“.⁶ Was bedeutet das sozialpsychologisch für die Konstruktion von Männlichkeit in männlich hegemonialen Gesellschaften und damit für die vorherrschenden männlichen Selbstbilder?

In männlich dominierten Gesellschaften unterliegen Männer nach wie vor dem mehr oder weniger starken Druck, Unterschiede gegenüber Frauen und Weiblichkeit zu betonen, diese Differenzwahrnehmungen vor allem unbewusst zu bewerten und sich damit nicht nur als ein anderes, sondern immer auch als das wichtigere und überlegene Geschlecht zu setzen. Diese Selbstsetzung gilt es „im Notfall“, das heißt wenn sie in Gefahr zu geraten scheint, unter Beweis zu stellen. Das bedeutet aber auch: Männliche Stärke, Autonomie und Überlegenheit sind keine festen anthropologischen Größen. Männlichkeit ist vielmehr ein fragiles, historisch und kulturell wandelbares Konstrukt, das nicht nur erworben, sondern im Falle innerer oder äußerer Krisen immer wieder gegen damit unausweichlich einhergehende reale oder vermeintliche Bedrohungen bestätigt, erneuert oder repariert werden „muss“.

In den Geschlechterverhältnissen zeigen sich diese Gefahren insbesondere auf dem Feld der Sexualität und damit an der vorherrschenden heteronormativen Ausrichtung der sexuellen Begehrensstruktur des Mannes. Warum ist das wichtig? Männer haben nicht nur Macht über Frauen, sie begehren sie auch. Frauen sind damit auch buchstäblich das kollektive *Sexualobjekt* männlicher *Sexualsubjekte*. Die Begriffe „Subjekt“ und „Objekt“ bestimmen die bei Männern immer noch vorherrschende Art und Weise, Sexualität zu denken, sexuell zu empfinden und das Objekt des Begehrens

wahrzunehmen. Der (gewöhnlich heterosexuelle) Mann braucht zur Anregung seiner Phantasie und zur realen Abfuhr der im Genital gebündelten Erregung weibliche Objekte gewissermaßen in Serie. Dies markiert eine Abhängigkeit, die im Zentrum der männlichen Idee von der Austauschbarkeit des Sexualobjekts steht und sich im hartnäckigen Überdauern der männlichen Gier nach Prostitution und Pornographie ausdrückt.

Das aber bedeutet für den derart programmierten Mann auch, dass sein der Norm der Heterosexualität unterliegendes, auf Frauen gerichtetes Begehren ihn im hohen Maße abhängig macht: abhängig von seinem eigenen trieb- und objektgebundenen Begehren und mit dieser Fixierung gleichzeitig abhängig von den Frauen, auf die seine Sexualität ausgerichtet bleibt. Gerade *weil* das Gefühl männlicher Überlegenheit auf der unbewussten Abwertung und Herabsetzung von Frauen basiert, erweist sich der Wunsch nach Autonomie als trügerische Illusion, denn spätestens im Fall der Erregung durch Frauen zeigt sich, dass der Mann nirgends schwächer und (scheinbar) einer fremden Kontrolle unterworfen ist als auf dem Feld der Sexualität. Die Folge, so Jakob Johanssen in seiner Studie über die „Mannosphäre“: „Ihre Subjektivitäten sind fragil und sie fühlen sich von Frauen, weiblicher Sexualität und der angeblichen Macht, die Frauen heute haben, bedroht“.⁷ Im Selbstverständnis des nach der vorherrschenden Norm autonomen und überlegenen Geschlechts ist somit das, was Quelle von Begierde und Lust ist, gerade *weil* es das ist, gleichzeitig eine der größten Quellen von Unlust, Unsicherheit und Angst. Die normative (und damit die vorherrschende „normale“) heterosexuelle Orientierung unterwirft den Mann damit einem unlösbaren, aber unausweichlichen Dilemma: einem nicht auflösbaren Gegensatz von erwünschter und erzwungener Autonomie und einer tiefsitzenden Abhängigkeitsangst. Die Folge ist die Entwicklung einer im Krisenfall kampfbereiten Abwehrhaltung, deren unbewusster Kern eine ambivalente, aus Lust, Angst und bis zum Hass reichende Feindseligkeit gekennzeichnete Einstellung zu allem Bedrohlichen ist, das als Schwäche, als nicht-männlich empfunden, mit Frau und Weiblichkeit assoziiert beziehungsweise davon abgeleitet wird, anschließend externalisiert und nun im Außen als „Notwehr“ energisch bekämpft werden kann. Zugespitzt bedeutet das: Beim Sexismus sowie bei allen Abstufungen sexueller Gewaltförmigkeit

werden die Frauen unbewusst auch für das Begehren und die damit einhergehende Abhängigkeitsangst bestraft, die sie im Mann auslösen. Die mit diesem *Männlichkeitsdilemma* verbundenen angstausslösenden Grundkonflikte gehören zu den wichtigsten Quellen von Feindseligkeit und Hass und bilden die Wurzeln von Misogynie, Antifeminismus sowie allen Varianten frauenfeindlicher Gewalt, die als fragwürdige „Lösungsversuche“ der damit regelmäßig einhergehenden Krisen verstanden werden können.

Damit aber noch einmal zurück zur sexuellen Gewalt im Krieg, ihrer Dynamik und ihren Funktionen und damit zu der breit und kontrovers diskutierten Frage, ob es sich dabei um *sexuelle* oder um *sexualisierte* Gewalt handelt.

3. Sexuelle und/oder sexualisierte Gewalt

Nahezu einhellig scheint diese Fragen geklärt zu sein: Kriegsvergewaltigungen gelten als Kriegswaffe und dienen als eine Form der Kommunikation unter Männern in erster Linie dem strategischen Ziel, die Kultur des Feindes anzugreifen und zu zerstören. Als Vorrecht der Sieger und Eroberer zielen sie auf die Demütigung des männlichen Gegners und die Zurschaustellung des Versagens seiner Beschützerfunktion gegenüber den eigenen Frauen. Exemplarisch für diese gängige Einschätzung lässt sich die Position der Militärsoziologin Ruth Seifert heranziehen, nach der „Vergewaltigung kein aggressiver Ausdruck von Sexualität, sondern ein sexueller Ausdruck von Aggression ist. Sie dient der Psyche des Täters nicht sexuellen Zwecken, sondern der Artikulation von Wut, Gewalt und Herrschaft über eine Frau. Es geht darum, eine Frau zu erniedrigen, zu demütigen und sie zu unterwerfen.“⁸

Aber wir müssen genauer hinsehen und fragen, ob es dabei ausschließlich um destruktive Gewalt *oder* um Sexualität und damit um Lust *oder* um Macht geht. Zunächst muss hier darauf hingewiesen werden, dass trotz aller Abstufungen und Varianten, von der sexuellen Belästigung über die sexuelle Folter bis zum Sexualmord der Kern und der Prototyp der sexuellen Gewalt die *Penetration*, das gewaltsame Eindringen in den weiblichen Körper ist. Der Körper der Frau steht im Zentrum der destruktiv aufgeladenen (hetero-)sexuellen und

auf ihr Genital wie auf einen Fetisch zentrierten Fantasien der Männer, ihres praktischen Zugriffs beim Akt der Vergewaltigung und ihrer von unbewussten Hass- und Rachegefühlen begleiteten Befriedigung. Gerade wegen dieser Fixierung an das sexuelle Eindringen in den auf seine Öffnungen reduzierten Körper der Frau ist für Elfriede Jelineks die Antwort klar: „Und es gilt nichts mehr, nicht, was immer wieder gesagt wird: sexuelle Gewalt habe mit Sexualität nichts zu tun, sondern nur mit Gewalt“.⁹ Die dagegen im Mainstream der einschlägigen Diskussionen über sexuelle Gewalt vorherrschende Überzeugung, bei Vergewaltigungen ginge es *ausschließlich* um männliche Macht und *nicht* um sexuelle Befriedigung des Mannes, ja, so die häufige Zuspitzung, Vergewaltigungen seien sogar a-sexuell und hätten überhaupt nichts mit Sexualität zu tun, diese Position verkennt mit ihrem falschen, weil exklusiv gedachten Gegensatz von Macht/Gewalt *oder* Sexualität, wie oben gezeigt werden sollte, die mit den geltenden Männlichkeitskonstruktionen und den in ihnen eingelagerten unbewussten, zwiespältigen Weiblichkeitseinstellungen verknüpften sexuellen Antriebskräfte des halbwegs „normalen“ Mannes.

Ohne Zweifel gibt es in zwischenstaatlichen Kriegen, Bürgerkriegen, ethnisierten militärischen Konflikten und Fällen von Genozid konkrete Formen sexuell ausgerichteter Übergriffe, die als „sexualisierte“ Gewalt bezeichnet werden können. Dazu gehören vor allem sadistisch motivierte sexuelle Demütigungen, die Folterung durch das Einführen von Gegenständen sowie andere Verstümmelungen des Genitalbereichs, aber auch das Erzwingen von gegenseitigen Manipulationen an den Geschlechtsteilen zwischen männlichen und zwischen männlichen und weiblichen Gefangenen usw.. Sobald aber sexuelle Erregung und Lust im Spiel ist, und das ist bei den meisten sexuellen Übergriffen und insbesondere bei den hier zur Diskussion stehenden, ausschließlich von Männern begangenen Vergewaltigungen der Fall, können wir nicht mehr ausschließlich von *sexualisierter* Gewalt sprechen. Das heißt: Vergewaltigungen dienen der sexuellen Lust *und* zielen gleichzeitig auf die Bestätigung und Sicherung der Souveränität des männlichen Subjekts und damit seiner Macht und Überlegenheit.

Es gibt nur wenige Positionen in der einschlägigen Forschung, die gegen die gängige Entsexualisierung, an dieser Lustdimension gewalttätiger

Sexualäußerungen im Krieg festhalten. Dazu gehören Regina Mühlhäuser und Insa Eschebach, für die mit dieser exklusiven Trennung von Macht und Sexualität das Spezifische der hier zur Debatte stehenden Gewalttaten verschleiert wird, denn dabei werde verkannt und negiert, „dass auch gewaltsamer Sex Sexualität ist: Ein Vergewaltiger empfindet Lust, er genießt seine sexuelle Übermacht, er genießt sexuell die Inbesitznahme des physisch und psychisch verfassten Körpers ohne das Einverständnis des oder der anderen“.¹⁰ Vor diesem Hintergrund ist es konsequent und einleuchtend, wenn Mühlhäuser und Eschebach terminologisch für diese in den Vergewaltigungen prototypisch zum Ausdruck kommenden Gewaltformen in Kriegs- und Krisengebieten den Sammelbegriff „sexuelle Gewalt“ für angemessen halten. In ähnlicher Weise kritisiert Gaby Zipfel, dass die These von der *Sexualisierung* männlicher Machtstrategien „die Tragweite, das Drama dieser spezifischen Form von Gewaltanwendung verfehlt“, und fügt hinzu: „Der Vergewaltiger selbst kommt, sofern er sich seines Körpers, sprich: seines Penis, bedient, nicht ohne sexuelle Erregung aus, auch wenn die Gewaltausübung sein Tatmotiv sein mag und nicht der sexuelle Genuss“.¹¹

Demgegenüber konstruieren die AnhängerInnen der Sexualisierungsthese einen künstlichen Gegensatz zwischen Sexualität und Macht, der der eigentümlichen Verschränkung von sexuellen und aggressiven Komponenten in der männlichen Subjektkonstitution sowie die dramatische Zuspitzung ihrer destruktiven Objektgerichtetheit insbesondere unter Kriegsbedingungen nicht gerecht wird. Die immer wieder beschworene Ausschließlichkeit, mit der Männer bei Vergewaltigungen ihre (angeblich nicht-sexuellen) Machtgelüste und ihren Hass auf Frauen *nur* unter einer sekundären Zuhilfenahme sexueller Mittel befriedigen, wird mit unhinterfragbarer Gewissheit in die Generalthese gekleidet, bei Vergewaltigungen handle es sich grundsätzlich nicht um den aggressiven Ausdruck von Sexualität, sondern eindeutig und ausschließlich um den sexuellen Ausdruck von männlicher, auf die Unterwerfung der Frauen gerichteten Aggression. Hier wird der immer noch verbreitete männlichem Potenzwahn unter dem Motto reproduziert: „Männer können immer – wenn es sein muss, auch auf Befehl“.

Es gibt einen engen Zusammenhang zwischen politisch-militärischer Feindbildung und dem „Feindbild Frau“, ein Zusammenhang mit dem auch in „zivilen“ Zeiten, besonders bei inneren und äußeren, in der Regel als „unmännlich“ erlebte Angst auslösende Krisen immer wieder Ernst gemacht wird und der durch die „Militärdisziplin“ sowie durch eine allgemeine „Verrohung“, die durch (unterschiedliche) Kriegsdynamiken verstärkt werden und im kollektiven Maßstab ausbrechen kann. Die Ausrichtung der destruktiven militärischen Gewalt und der damit einhergehenden kriegerischen Aufladung der Ökonomie des männlichen Begehrens ist, so meine SchlussThese, in männlich dominierten Gesellschaften bereits in zivilen Krisenzeiten angelegt und, unter Kriegsbedingungen verstärkt, wechselseitig zwischen dem militärischen Feind und der zum bloßen körperlichen Objekt degradierten Frau verschiebbar.

Schlussbemerkung

Was bedeuten dies Anmerkungen und insbesondere die eingangs formulierten drei Kontinuitäten für die Erinnerungsarbeit hinsichtlich der Betroffenen von sexueller Gewalt in kriegerischen Auseinandersetzungen? Es bedeutet vor allem eins: „Was deutlich wird“, so formuliert es Regina Mühlhäuser im Gespräch mit der ukrainischen Historikerin Marta Havryshko: „Sexuelle Gewalt ist ein politisch umkämpftes Thema und ein zentrales Element von Erinnerungspolitik. Und was dabei immer wieder verschwindet, sind die Stimmen der Opfer. Es geht nicht um sie. Sie werden nicht gefragt, ihnen wird nicht zugehört. Ihre Geschichten verschwinden in den jeweiligen nationalistischen Metanarrativen.“¹² Angesichts der Persistenz geschlechterhierarchischer Verhältnisse sowie der ungebrochenen Kontinuität des damit verbundenen Ausmaßes von sexueller und sexualisierter Gewalt gegen Frauen und Mädchen verbietet sich somit jede politische oder gar nationalistische Vereinnahmung der Erinnerungspolitik hinsichtlich der sexuellen Kriegsgewalt.

¹ Elfriede Jelinek: Das weibliche Nicht-Opfer. Frauen im KZ, in: <https://original.elfriedejelinek.com/fopfer.html>, Zugriff: 25.11.2015.

² Regina Mühlhäuser: Blinder Terror, brutale Strategie. Sexualisierte Gewalt im Krieg, in: Deutschlandfunk, 13.06.2022, <https://www.deutschlandfunk.de/ukraine-krieg-sexualisierte-gewalt-100.html>, Zugriff: 25.11.2025.

³ Frank J. Barrett: Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine, in: Christine Eifler und Ruth Seifert (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster 1999, S. 71–91, hier S. 71.

⁴ Martin van Creveld: Frauen und Krieg, München 2001, S. 185-186.

⁵ Angelika Wetterer: Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen, in: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster 2003, S. 286-319.

⁶ Sylka Scholz: „Hegemoniale Männlichkeit“. Innovatives Konzept oder Leerformel?, in: Hella Hertzfeld, Katrin Schäfgen, Silke Veth (Hg.): GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis, Berlin 2014, S. 33-45, hier S. 41.

⁷ Jakob Johanssen: Die Mannoshäre. Frauenfeindliche Communitys im Internet, Köln 2023, S. 24.

⁸ Ruth Seifert: Krieg und Vergewaltigung. Ansätze zu einer Analyse, in: Alexandra Stiglmayer (Hg.): Massenvergewaltigung. Krieg gegen die Frauen. Freiburg im Breisgau 1993, S. 85-108, hier S. 86.

⁹ Elfriede Jelinek: Das weibliche Nicht-Opfer.

¹⁰ Regina Mühlhäuser und Insa Eschebach: Sexuelle Gewalt im Krieg und Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern. Deutungen, Darstellung, Begriffe, in: Insa Eschebach und Regina Mühlhäuser (Hg.): Krieg und Geschlecht. Sexuelle Gewalt im Krieg und Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern, Berlin 2008, S. 11–32, hier S. 30.

¹¹ Gaby Zipfel: Ausnahmezustand Krieg? Anmerkungen zu soldatischer Männlichkeit, sexuelle Gewalt und militärischer Einhegung, in: Insa Eschebach und Regina Mühlhäuser (Hg.): Krieg und Geschlecht, hier S. 69-70.

¹² Marta Havryshko und Regina Mühlhäuser: Vergewaltigung als Kriegswaffe? Einige Überlegungen zu sexueller Gewalt im Krieg gegen die Ukraine, in: Geschichte der Gegenwart, 18.05.2022, <https://geschichtedergegenwart.ch/vergewaltigung-als-kriegswaffe-einige-ueberlegungen-zu-sexueller-gewalt-im-krieg-in-der-ukraine/>, Zugriff: 25.11.2025.